

Das hässlichste Gedicht über die Ukraine

Der russische Nobelpreisträger Joseph Brodsky war ein grosser Dichter, aber kein Demokrat. Die Zeilen ans Nachbarland zeugen davon

HANS CHRISTOPH BUCH

Im Frühjahr 1972 lehnte der sowjetische Schriftstellerverband meine Bitte, den Dichter Joseph Brodsky zu treffen, empört ab mit der Begründung, ein Poet dieses Namens sei in Leningrad nicht bekannt: Es handle sich um einen Rowdy und Hooligan, der Auftritte verdienter Parteibarden durch Zwischenrufe störe und als arbeitsscheues Element zu Lagerhaft und Verbannung verurteilt worden sei. Dass Brodsky die Frage der Richter, wer ihm erlaubt habe, Gedichte zu schreiben, ohne Mitglied des Schriftstellerverbands zu sein, mit «Gott» beantwortete, kam erschwerend hinzu.

Sieben Jahre später traf ich am Check-in des Hotels Gloria in Rio de Janeiro einen Mann in Badehose, dem Diebe am Strand von Copacabana Kleider, Geld und Pass gestohlen hatten. «Der PEN-Club muss mir eine neue Identität besorgen», rief Joseph Brodsky, den PEN-Präsident Mario Vargas Llosa zu dessen Tagung nach Rio eingeladen hatte; 1987 bekam er, seit der Ausbürgerung in New York lebend, den Literaturnobelpreis.

Gulag oder KZ?

Als Brodsky mich in Amherst seinen Studenten vorstellte, verblüffte er mich mit einer Frage, die mich sprachlos machte: ob ich lieber im Stalinschen Gulag oder in Hitlers KZ ermordet worden wäre? Joseph Brodsky war ein antitotalitärer Dichter und Denker wie Czeslaw Milosz und Albert Camus: Begriffe wie Sowjetunion oder sowjetisch kommen in seinen Gedichten nicht vor, selbst den Ortsnamen Leningrad vermied er und nannte die Stadt, die sein Leben und Werk prägte, einfach nur Peter, sprich Piter. Und ich staunte nicht schlecht, als er vor einem am Springerhaus aufgestellten Strassenschild, das die Entfernung nach Königsberg angab, für Fotos posieren wollte.

Noch verblüffter war ich, als ich Brodskys Gedicht «Auf die Unabhängigkeit der Ukraine» las. Ich kann und will den Text nicht zitieren – das Gedicht ist zu lang, und es ist unübersetzbar, weil es nur aus idiomatischen Redensarten und Schimpfwörtern besteht, die Russen und Ukrainer einander um die Ohren hauen: «Skalp-Locke» und «Ziegenbart» sind die harmlosesten. Noch dazu ist es gespickt mit schwer zu entschlüsselnden Anspielungen: von der Schlacht von Poltawa (1709) bis zu Lenins kratzendem R. Es handelt sich um eine Schimpfkanonade, deren Autor,

sonst nicht zur Obszönität neigend, die Ukraine zur Sau macht. Hier ein Auszug, holprig, wie es sich für eine Schmähschrift gehört:

«Lieber Karl XII., die Poltawaschlacht ging verloren / nur Ruinen am Wegrand und bleichende Knochen / Russland hat kein Recht, euch Verrat vorzuwerfen / mit Ikonen und Wodka besoffen gemacht, hat es euch um den Verstand gebracht / Marsch zurück in die Hütten, damit Piefkes und Polen / euch die Ärsche aufreissen bis zum Geht-nicht-mehr ...»

Was ist passiert? War Joseph Brodsky vom Saulus zum Paulus geworden oder umgekehrt? Hatte der zornige Dissident, der trotz einer Einladung von Bürgermeister Sobtschak nie in seine Heimat zurückkehrte, sich eines Besseren besonnen und beim Zerfall der UdSSR zwar nicht für die Sowjetunion, aber für den grossrussischen Nationalismus optiert? Und hat er die Aussage, er sei ein schlechter Russe, schlechter Jude und schlechter Amerikaner, aber ein guter Dichter, Lügen gestraft, indem er das Gedicht zum Vehikel einer reaktionären Ideologie machte? Populismus und Chauvinismus sind die richtigen Worte dafür!

Trotzdem wage ich zu behaupten, dass Brodsky sich im Grabe umdrehen würde angesichts der Tatsache, dass sein Poem nach Putins Annexion der Krim 2014 zum Gedicht des Jahres erklärt wurde und dem «Apparat» – so nannte er die herrschende Nomenklatura – zur Rechtfertigung eines Völkermords diente, der vorher in Tschetschenien geprobt worden war.

Keine Illusionen

Brodsky starb Anfang 1996, als Wladimir Putin noch in den Startlöchern stand, und hat den Aufstieg des Dresdener KGB-Manns zum allrussischen Zaren nicht mehr erlebt. Aber er hatte keine Illusionen und betonte mir gegenüber, auch Russland werde die Entkolonisierung nicht erspart bleiben: Auf den Kommunismus folge die Mafia, und auf diese der Faschismus.

Und es spricht Bände, dass er das Schmähdgedicht aus seinem gedruckten Werk ausschloss, weniger aus politischen denn aus ästhetischen Gründen – es war ihm zu vulgär! Trotzdem trug er die Verse auf Lesungen vor, auswendig wie alle seine Gedichte, zuletzt vor russischen Juden in Palo Alto, und ein Videofilm zeigt, wie schwer er sich dabei tat. Eine halbherzige Distanzierung, wenn man so will, doch die Frage bleibt offen, warum der Nobelpreisträger es riskierte, nach



Ein schaler Nachgeschmack bleibt: Joseph Brodsky, 1991.

ULF ANDERSEN/HULTON/GETTY

dem Tod von früheren Feinden vereinigt zu werden?

Die Antwort ist so einfach wie kompliziert: Joseph Brodsky war Jude, aufgewachsen im von der Wehrmacht belagerten Leningrad mit dem Bewusstsein, einer verfolgten Minderheit anzugehören, die Hitlers Todeslagern und Stalins Hexenjagden auf jiddische Dichter und jüdische Ärzte mit knapper Not entging.

Weltoffene Hafenstädte wie das von Peter I. aus den Nawa-Sümpfen gestampfte Petersburg oder Odessa, von Katharina II. gegründet, boten Juden besseren Schutz als jede Art von Pro-

vinz. Die antisemitischen Pogrome der sogenannten «Schwarzhundert» waren in frischer Erinnerung, ähnlich wie die Tatsache, dass Ukrainer sich für das ihnen angetane Unrecht an Juden rächten und im KZ wie auch im Gulag von Opfern zu Tätern wurden. Derzeit bieten die Greuelthaten tschetschenischer Söldner im Ukraine-Krieg ein Beispiel dafür, dass und wie unterdrückte Völker sich mit Aggressoren identifizieren.

Unter diesen Umständen optierten jüdische Intellektuelle eher für Russland als für die Ukraine, genauer gesagt für russische Sprache und Kul-

tur. Es genügt, die Namen Isaak Babel und Ossip Mandelstam, aber auch Leo Trotzki zu nennen – alle drei wurden auf Stalins Befehl ermordet, wie ja die Opfer der Moskauer Prozesse vorwiegend Juden waren.

Kunst als Gegenmacht

Dass heute ein jüdischer Komödiant die Gegenwehr der Ukraine gegen Russlands hochgerüstete Armee anführt, hätte Brodsky sich in den kühnsten Träumen nicht ausgemalt. Hinzu kommt, dass sein Vater, dessen Marineuniform ihn als Kind tief beeindruckte, Offizier der Schwarzmeerflotte war und bei Stalins Tod die weinende Mutter umarmte, gleichzeitig aber den Sohn augenblinzeln lassen, die Trauer sei gespielt. Diese Ambivalenz durchzieht auch Brodskys Gedicht, wo es heisst: «Wir kommen über euch hinweg. / Wenn ihr Tränen sehen wollt, wartet ab / bis die Wette wieder gilt.»

Ein schaler Nachgeschmack bleibt, denn das Ukraine-Poem ist ein hässlicher Fleck auf Brodskys sonst weiser politischer Weste. Genaugenommen war der Dichter kein Demokrat: Kunst und Kultur sind aus seiner Sicht keine kritischen Partner der Macht, sondern eine Gegenmacht, die der Zeit ihren Stempel aufdrückt – nicht umgekehrt. Wenn Brodsky Dichtung sagt, meint er sich selbst, und nicht von ungefähr verglich er sich gern mit Ovid, der dem Kaiser, der ihn ans Schwarze Meer verbannte, in Hassliebe verbunden blieb. Nicht die römische Republik, das Imperium ist sein Bezugspunkt, ein Weltreich wie Russland und ein Vielvölkerstaat, wo Dichter Sand im Getriebe waren.

Dieses imperiale Selbstverständnis stiess an seine Grenzen, als die Ukraine nach 1991 zu neuen politischen Ufern aufbrach. Den demokratischen Aufstand auf dem Maidan hat Brodsky nicht mehr erlebt, aber schon in einer Polemik mit Milan Kundera erhob er Einspruch gegen die Gleichung: «Westen = Europa = Demokratie», «Osten = Asien = Diktatur», in der für Autoren wie Tolstoi und Dostojewski kein Platz war.

Das verstehe, wer will: Die Russisch-Dozentin, die mich durchs Literaturmuseum von Odessa führte, lobte Brodskys Schmähdgedicht in den höchsten Tönen und sprach sich zugleich für die ukrainische Unabhängigkeit aus, die Brodsky in seinen Versen ja verdammt hatte.

Hans Christoph Buch lebt als Schriftsteller in Berlin.

Weder Faschisten noch Nazis vermochten ihn zu brechen

Erst in seinen späten Jahren erhielt Boris Pahor die Anerkennung, die er als Schriftsteller verdiente. Nun ist der slowenische Dichter 108-jährig gestorben

JÖRG PLATH

Um die Konzentrationslager der Nazis zu überleben, so hat Primo Levi einmal gesagt, müsse man jung, gesund und der deutschen Sprache zumindest in Ansätzen mächtig sein. Bei Boris Pahor kam noch etwas anderes hinzu: Er vermochte, was ihm angetan wurde, als Anschlag auf die slowenische Nation zu begreifen. Die Distanz zum eigenen Leid und eine gewisse Zurückhaltung hatten hier ihre Wurzeln. Sie waren für den bedeutenden slowenischen Schriftsteller eine Überlebensvoraussetzung in jenem Jahrhundert, das Imre Kertész ein «unablässig diensttuendes Exekutionskommando» genannt hat.

Boris Pahor wurde 1913 noch unter dem vorletzten österreichischen Kaiser Franz Joseph geboren und schloss schon als Siebenjähriger erste Bekanntschaft mit dem Jahrhundert der Grausamkeiten: 1920 erlebte er als Knabe, wie italienische Faschisten das slowenische Kulturhaus in Triest mit Benzin übergossen



Boris Pahor
1913-2022

und in Brand steckten, wie sie slowenische Bücher verbrannten, dann die Sprache der slawischen Minderheit verboten und 600 000 Slowenen zwangen, neue, italienische Namen anzunehmen.

Eine KZ-Odyssee

Als Italiener studierte Boris Pahor Theologie, kämpfte ab 1940 in Libyen und übersetzte am Gardasee die Aussagen gefangener Jugoslawen. Nach Mussolinis Ende kehrte er 1943 in seine Heimatstadt Triest zurück und schloss sich dem slowenischen Widerstand an. Im Januar 1944 wurde er verhaftet und mit

600 anderen Slowenen in das Deutsche Reich deportiert.

Fünfzehn Monate lang überlebte Pahor die Odyssee zwischen verschiedenen Konzentrationslagern: von Dachau über Natzweiler bis Bergen-Belsen. In den Stätten des Todes kämpfte er als Krankenpfleger mit Papierverbänden, Sulfonamidtabletten für Tiere, Traubenzucker und Tierkohle gegen Ruhr, Typhus, Tuberkulose, Rotlauf und Ödeme. Jeden Morgen blieben Tote auf dem Strohlager liegen. Die Arbeit für andere habe ihm, so Boris Pahor, erlaubt, «vor sich selbst zu fliehen».

Nach der Befreiung erholte sich der Lungenkranke 1946 in Paris und machte sich Notizen über die Lagerzeit. Von der Rekonvaleszenz erzählt der Roman «Kampf mit dem Frühling», in dem der Überlebende dank der Liebe zu einer Krankenschwester zurück ins Leben findet. Der Roman konfrontiert recht konventionell Apokalypse mit Normalität. Den kaum erzählbaren KZ-Erinnerungen gibt Pahor hier in einigen be-

klemmenden Kapiteln Raum. Als er in den frühen sechziger Jahren die Gedenkstätte des Lagers Natzweiler besuchte, wusste er schlagartig, wie seine Erinnerungen und die frühen Notate zu der grossen Lager-Erzählung «Nekropolis» (1967, dt. 2001) zusammenzufügen waren.

Schreiben statt Unterrichten

Schriftsteller und Publizist war Boris Pahor zunächst aus ganz praktischen Erwerbsgründen: Er durfte nach seiner Dissertation in Padua 1947 erst ab 1953 an einem slowenischen Gymnasium in Triest italienische Literatur unterrichten. Doch als Autor einer Minderheit blieb er in Italien praktisch unbekannt, und in Slowenien war er verfeimt als Vertreter einer nicht geduldeten Wahrheit: Pahor setzte sich für Edvard Kocbek ein, der 1951 in seiner Novellensammlung «Furcht und Mut» die Massenmorde an Partisanen nach 1945 kritisierte, daraufhin sein Amt als jugoslawischer Minister

für Slowenien verlor und ein elfjähriges Publikationsverbot erhielt.

Als Kocbek seine Kritik 1975 im Interview mit Pahor wiederholte, wurde er nur dank einer internationalen Kampagne, an der sich auch Heinrich Böll beteiligte, nicht verhaftet. Boris Pahor aber durfte mehrere Jahre nicht nach Slowenien einreisen. Seine Bücher wurden darum erst in den achtziger Jahren wieder wahrgenommen, und seit den neunziger Jahren gilt er auch in Europa als bedeutender slowenischer Autor.

Der Triestiner hat immer bedauert, dass Italien keine Nürnberger Prozesse erlebt hatte: «Die italienischen Verbrechen haben mich schon vor den KZ gezeichnet.» Dennoch wollte er nirgendwo anders als in Triest leben – nicht als Slowene, sondern als «Angehöriger der slowenischen Bevölkerung von Triest». Die Multikulturalität, auf die sich die Stadt seit einigen Jahren viel zugutehält, war für ihn keine Angelegenheit der Vergangenheit. An diesem Montag ist Boris Pahor im Alter von 108 Jahren in Triest gestorben.